

dtv

Gelegenheitsarbeiter, Taugenichtse, Dirnen und Sonderlinge bevölkern die Cannery Row im kalifornischen Fischerstädtchen Monterey. Sie leben in alten Lagerhallen wie Mack und seine vier Kumpane, denen jede geregelte Arbeit verhaßt ist; sie hausen in ausrangierten Dampfkesseln und verrosteten Röhren auf dem »leeren Platz«, der alles andere als leer ist; oder wie Henri, der Maler, in einem Boot Marke Eigenbau, an dem er seit zwanzig Jahren herumbastelt und in dem es keine seiner Frauen und Freundinnen lange aushält. Sie treffen sich im unerschöpflichen Kramladen des Chinesen Lee Chong, um auf Pump einzukaufen, in den Kneipen rund um die Fischkonservenfabriken, in Doras Etablissement und im Laboratorium des einsiedlerisch lebenden Meeresbiologen »Doc«, den sie eines Tages mit einer grandiosen Party überraschen. Und das alles spielt sich unter den mißtrauischen Blicken der ordentlichen Bürger von Monterey ab ... So komisch, leicht und nostalgisch ist diese Prosa, daß man beinahe vergessen könnte, daß es sich um Weltliteratur handelt.

John Ernst Steinbeck, amerikanischer Erzähler deutsch-irischer Abstammung, geboren am 27. Februar 1902 in Salinas, wuchs in Kalifornien auf. 1918–24 Studium der Naturwissenschaften an der Stanford University, Gelegenheitsarbeiter, danach freier Schriftsteller in Los Gatos bei Monterey. Im Zweiten Weltkrieg Kriegsberichterstatter, 1962 Nobelpreis für Literatur, gestorben am 20. Dezember 1968 in New York.

John Steinbeck
Die Straße der Ölsardinen

Roman

Deutsch von
Rudolf Frank

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
September 1986
19. Auflage September 2007
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

© 1945 John Steinbeck
© 1973 Elaine Steinbeck, John Steinbeck IV, Thom Steinbeck
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»Cannery Row«

© 1992 der deutschsprachigen Ausgabe:
Paul Zsolnay Verlag Gesellschaft m. b. H., Wien
Deutsche Erstveröffentlichung: Zürich 1946
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: »Poker Night« (1948) von Thomas Hart Benton
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-10625-2

Für Ed Ricketts;
er weiß warum, vielleicht auch nicht
John Steinbeck

Cannery Row ist mehr als nur eine Straße, es ist die Gegend der Ölsardinen und Konservenbüchsen, ist ein Gestank und ein Gedicht, ein Knirschen und Knarren, ein Leuchten und Tönen, ist eine schlechte Angewohnheit, ein Traum. Cannery Row – in Monterey, Kalifornien, zusammen- und auseinandergeschleudert – besteht aus Alteisen, Blech, Rost, Hobelspänen, aufgerissenem Pflaster, Baustellen voll Unkraut und Kehrlichthaufen, aus Fischkonservenfabriken in Wellblechschuppen, aus Wirtschaften, Hurenhäusern, Chinesenhütten, Laboratorien, Läden voll mit Kram, aus Lagerhallen und faulen Fischen. Die Bewohner? Huren, Hurenöhne, Kuppler, Stromer und Spieler, mit einem Wort: Menschen; man könnte mit gleichem Recht sagen: Heilige, Engel, Gläubige, Märtyrer – es kommt nur auf den Standpunkt an.

Frühmorgens, wenn die Sardinenflotte vom Fang heimkehrt, dümpeln schwerfällig die Fischkutter in die Bucht herein und lassen ihre Sirenen hören. Die tiefbeladenen Boote landen da, wo die Konservenfabriken ihre Schwänze ins Meerwasser tauchen. Das Bild ist mit Absicht gewählt, denn sagte ich, daß die Sardinenfabriken ihre Mäuler ins Meer tauchten, so böten die verlöteten Fische, die am andern Ende zum Vorschein kommen, keinen Anlaß zu einem schöneren Vergleich.

Die Fabriksirenen heulen, und im ganzen Ort klettern Männer und Frauen in ihre Kleider, rennen zur Cannery Row hinunter und an die Arbeit. Chromblitzende Wagen befördern die Oberaufseher, Buchhalter, Fabrikbesitzer in ihre Büros. Ein Strom italienischer, polnischer und chinesischer Arbeiterinnen und Arbeiter in Gummihosen, Gummijacken und Wachstuchschürzen ergießt sich talab, die gefangenen Fische zu schneiden, zu putzen, zu kochen, zu verpacken und zu verlöten. Die ganze Gasse ächzt, stöhnt, grunzt, kreischt, rattert, während sich die Fischflut in silbernen Bächen ergießt. Die Boote heben sich höher und höher, bis sie entleert sind. In den Konservenschuppen klappert, knarrt, schreit und quietscht es, bis der letzte Fisch gesäubert, zerteilt, gekocht und verpackt ist. Abermals heulen die Sirenen, und die tiefenden, nach Fisch riechenden,

abgehetzten »Polacken«, »Wops«, und »Chinamen« kommen wieder zum Vorschein und ziehen mit hängenden Köpfen bergan. Die Cannery Row kommt zu sich und wird, wie sie war, zaubrisch und still. Ihr eigentliches Leben kehrt wieder. Die Stromer, die sich angewidert vom Arbeitsgetriebe unter eine dunkle Zypresse zurückzogen, hocken wieder auf den verrosteten Röhren der Baustelle, die niemand bebaut. Die Mädchen aus Doras Haus kommen ein bißchen an die Sonne, sofern sie da ist. Der Doktor vom Western Biological Laboratory, der in der Gasse nie anders als Doc genannt wird, schlendert über die Straße, um in Lee Chongs Kramladen zwei Flaschen Bier einzukaufen. Henri, der Maler, durchschnüffelt wie ein Airedale den Abfallhaufen einer grasbewachsenen Parzelle nach Holz und Metallteilen, die er für seinen Bootsbau braucht.

Die Dunkelheit bricht herein. Vor Doras Freudenhaus flammt ein nie abnehmender Mond als Hauslampe auf. Kunden des Western Biological statten Doc einen Besuch ab, und dieser holt bei Lee Chong vis-à-vis noch fünf Flaschen Bier.

Wie soll man es in seiner Lebendigkeit einfangen, dies Gedicht, dies Getön und Geleuchte, dies schlurfende, scharrende Traumgetriebe?

Es gibt Seegetier von so heikler Beschaffenheit, daß es einem unter den Händen zerbricht oder zerrinnt, wenn man es fangen will. Man muß ihm Zeit lassen, bis es von selbst auf eine Klinge kriecht, die man ihm hinschiebt, und es dann behutsam aufheben und in einen Behälter mit Meerwasser gleiten lassen.

Auf ähnliche Art muß ich wohl dieses Buch schreiben: die Blätter hinlegen und es den Geschichten überlassen, darüber hinzukriechen.

Lee Chongs Kramladen, kein Muster an Sauberkeit, war ein Wunder kaufmännischer Bedarfsdeckung. So eng er war, konnte man zwischen seinen vier Wänden doch alles finden, was der Mensch zum Leben und Glücklichein brauchte: Kleider, Nahrung in Büchsen und frisch, Getränke, Tabak, Fischereigerät, Apparate, Motoren, Boote, Tauwerk, Mützen, Schweinekoteletts. Bei Lee Chong bekam man Schlüpfen, Seidenkimonos, ein Zehntel Whisky und eine Zigarre. Da ließ sich jede erdenkliche Laune und Lust befriedigen. Das einzige, was Lee Chong nicht führte, gab es gegenüber bei Dora.

Das Lädchen öffnete bei Morgengrauen und schloß erst, wenn der letzte wandernde Dime vertan oder schlafen gegangen war. Nicht, als ob Lee ein Geizhals gewesen wäre! Das war er nicht, aber wenn jemand etwas ausgeben wollte, stand er ihm zur Verfügung. Er war, ohne sich dessen zu rühmen, der wichtigste Mann der Cannery Row, denn da gab es niemand, der ihm im Lauf der Jahre nicht Geld schuldig war. Doch drängte Lee Chong seine Schuldner nicht; nur wenn eine Rechnung zu groß wurde, sperrte er den Kredit. Lieber als daß sie den Berg hinauf in die Stadt gingen, zahlten dann seine Kunden oder versuchten es wenigstens.

Lee war rund von Gesicht und zuvorkommend. Sein Englisch war unmißverständlich, entbehrte jedoch des Buchstabens R. Damals, als es in Kalifornien zu Chinesenverfolgungen kam, war immer wieder einmal ein Preis auf Lee Chongs Kopf ausgesetzt. Er legte sich dann heimlich in ein Krankenhaus in San Francisco und wartete, bis alles vorüber war. Was er mit seinem Geld anfing, wußte kein Mensch. Vielleicht bekam er es nie. Möglicherweise bestand sein ganzer Reichtum aus Rechnungen, die nie bezahlt wurden. Immerhin lebte er nicht schlecht, und seine Nachbarn hatten vor ihm Respekt. Seinen Kunden traute er so lange, bis weiteres Vertrauen lächerlich war. Wenn er jedoch, was vorkam, im Geschäft einen Bock schoß, wußte er seinen Fehler so zu drehen und zu wenden, daß dabei doch noch ein Vorteil herausah. So zum Beispiel bei der Geschichte mit dem »Palace Hotel und Grillroom«, die jeder andere als einen Reinfall betrachtet hätte.

In seinem Kramladen stand Lee Chong stets hinter dem Zigarrentisch, zu seiner Linken die Registrierkasse, zur Rechten die Rechenmaschine. Vor ihm unter Glas lagen die braunen Zigarren, die Zigaretten, die Bull Durham, Dukes Mixture, Five Brothers, und an der Wand hinter ihm standen auf Regalen die verschiedensten Flaschen der Marken Old Green River, Old Town House, Old Colonel und die Spezial-Hausmarke Old Tennessee, ein Whisky-Verschnitt, garantiert vier Monate »old«, sehr preiswert und unter dem Namen Old Tennis Shoes in der ganzen Gegend berühmt.

Nicht ohne Grund stand Lee Chong zwischen Whisky und Kunden. Oft hatten findige Köpfe versucht, sein Augenmerk auf einen andern Teil des Ladens zu lenken. Vettern, Neffen, Söhne und Schwiegertöchter bedienten im Rest des Ladens, aber den Zigarrenstand verließ Lee niemals. Die Glasplatte war sein Pult. Hier ruhten die fetten, weichen Hände. Hier wanderten seine Finger gleich ruhelosen Würstchen. Ein breiter goldener Ehering am Mittelfinger der Linken war sein einziges Schmuckstück. Damit pochte er schweigend auf den Zahlsteller, dessen Gummiriefelung längst abgewetzt war. Lees voller Mund war nicht ohne Wohlwollen, das Lächeln, das oft darüber hinhuschte, behäbig und warm. Er trug Halbgläser, und da er alles und jeden durch sie zu beäugen pflegte, bog er immerzu den Kopf nach hinten, vor allem, wenn er in die Ferne sah. Aus der Rechenmaschine rechts holten seine emsigen Wurstfingerchen Zinsen, Diskont, Additionen und Subtraktionen hervor; seine freundlichen braunen Augen huschten wachsam von einem zum andern Ende des Ladens, und seine Zähne blitzten.

Eines Abends stand er wieder einmal an seinem Platz auf einer Schicht Zeitungspapier, die ihm die Füße warm hielt, und sann betrübt und humorvoll zugleich einem Geschäftsgewinn nach, den er am Vormittag erzielt und der ihm am Nachmittag wieder zerronnen war . . .

Wenn man aus Lee Chongs Kramladen herauskommt und quer über das grasbewachsene Grundstück zwischen den großen verrosteten Röhren durchgeht, die man in den Ölsardinenfabriken als unbrauchbar ausrangiert hat, dann stößt man auf einen ausgetretenen Pfad, der durch wucherndes Unkraut zu einer schwarzen Zypresse führt. Von dort geht der Weg über Bahngleise und Stufen, den sogenann-

ten Hühnersteig, hinauf zu einem niedrigen Gebäude, das seit langem der Aufbewahrung von Fischmehl diene. Es bestand aus einem einzigen großen gewölbten Raum und gehörte einem vielgeplagten Herrn namens Horace Abbeville, welcher zwei Frauen und sechs Kinder sein eigen nannte und es Jahre hindurch mittels Bitten und Überredung fertiggebracht hatte, bei Lee eine Schuld anwachsen zu lassen, die in ganz Monterey ihresgleichen suchte.

An jenem Vormittag war er in den Kramladen gekommen, und sein niedergeschlagen nervöses Gesicht war zusammengezuckt vor der ernstesten Entschlossenheit, mit der Lee ihm entgegenseh. Verzweifelt starrte er auf den Fettfinger, der auf den Gummi-Zahlsteller pochte. »Ich glaube«, sagte er sanft, »ich bin Ihnen einen Haufen Geld schuldig.«

Lees Gebiß blitzte anerkennend, denn diese Art der Eröffnung war ihm neu. Er nickte bedächtig und wartete, was für ein Dreh da wohl herauskommen werde.

Horace befeuchtete mit der Zunge die trockenen Lippen von einem Mundwinkel bis zum andern und seufzte: »Ich will meinen Kindern nicht diese Schuldenlast hinterlassen. Sonst geben Sie ihnen sicher kein Päckchen Kaugummi mehr!«

Lee Chong widersprach nicht. »Haufen Geld«, murmelte er, und Mr. Abbeville fuhr fort: »Sie kennen doch mein Haus da oben, hinter der Bahn, den Schuppen, in dem das Fischmehl liegt . . .?«

Lee Chong nickte. Es war sein Fischmehl.

»Wenn ich Ihnen das Haus da oben gebe«, fragte Horace bedrückt, »ist dann zwischen uns alles im reinen?«

Lee legte den Kopf ins Genick und starrte Horace durch seine Halbgläser an. Während seine rechte Hand unruhig zu der Rechenmaschine hintastete, zog er im Geist Bilanz. Das Haus war nicht sehr stabil, aber das Grundstück konnte an Wert gewinnen, wenn sich eine Ölsardinenfabrik einmal vergrößern wollte! »Schön«, sagte er endlich.

»Also, dann geben Sie mir meine Schuldscheine, und ich bescheinige Ihnen die Eigentumsübertragung.« Horace schien es eilig zu haben.

»Ich gebe Ihnen eine Quittung, daß alles bezahlt ist«, erklärte Lee, »dann blauche ich nicht die Papiere zu suchen.«

Sie beendigten ihren Handel mit einigen Gläsern Old Tennis Shoes, die Lee feierlich aufstichtete. Hierauf schritt

Abbeville aufrecht quer über den Grasplatz an der dunklen Zypresse vorbei, über die Schienen, den Hühnersteig hinauf geradewegs in das Haus, das nicht mehr das seine war, und erschob sich auf einem Fischmehlhaufen. Und, obwohl es nichts mit dieser Geschichte zu tun hat, keinem der Abbeville-Kinder, ganz gleich, ob es nun von der einen oder der andern Frau war, fehlte es künftig an Kaugummi.

Doch zum Abend zurück. Horace Abbeville lag auf der Bahre. Im Leichnam steckten die Einbalsamierungsnadeln. Auf seines Hauses Stufen saßen eng umschlungen seine zwei Frauen. (Bis zur Bestattung waren sie gut Freund miteinander; dann verteilten sie ihre sechs Kinder untereinander, und keine sprach mehr mit der andern ein Wort.) Lee Chong aber stand hinter seinen Zigarren; die braunen Augen blickten gelassen nach innen, und seine Gedanken waren chinesisch. Er sagte sich, daß er an dem traurigen Vorfall nichts hätte ändern können, aber er wünschte, er hätte es vorher gewußt und hätte versucht zu helfen. Des Menschen Recht, sich den Tod zu geben, war für ihn unbestreitbar; diese Anschauung wurzelte tief in seinem menschlich duldsamen Gemüt. Aber manchmal könnte ein Freund die Ausübung dieses unverletzlichen Rechtes unnötig machen, dachte er bekümmert. Er hatte bereits die Kosten für das Begräbnis auf sich genommen und den Hinterbliebenen einen Wäschekorb voll Kolonialwaren geschickt.

Nun gehörte ihm Abbevilles Haus, mit seinem wohlgehaltenen Dach, dem festen Fußboden, zwei Fenstern und einer Tür. Allerdings war es voll Fischmehl und der Gestank nicht zum Aushalten. Lee erwog, ob er es nicht als Warenlager verwenden könnte, doch er verwarf diesen Gedanken; es lag zu weit ab, und jeder konnte durch eines der Fenster einsteigen.

Während er noch unschlüssig überlegte und den Gummiteiler mit seinem Goldring beklopfte, öffnete sich die Ladentür, und Mack kam herein. Mack war der Anführer, Häuptling, Wortführer, Kumpan und in bescheidenem Umfang Ausbeuter einer kleinen Gruppe von Männern, welche keine Familie, kein Geld und weiter kein Streben hatten als Essen und Trinken und Wohlbefinden. Aber während die meisten Menschen auf der Suche nach Wohlbefinden sich selbst ruinieren und so ihr Ziel nicht erreichen, erlangten Mack und seine Freunde in aller Gemütsru-

he die volle Befriedigung ihrer Wünsche und genossen ihr Leben.

Mack und Hazel, ein Jüngling von ungewöhnlicher Stärke, Eddie, der Aushilfsbarmann bei La Ida, Hughie und Jones, die gelegentlich Frösche und Katzen für das Western Biological fingen, wohnten zur Zeit auf dem Platz gegenüber Lee Chong in den großen verrosteten Röhren, das heißt, sie nächtigten dort, wenn es regnete. Bei schönem Wetter hausten sie am Ende des Grundstücks im Schatten der dunklen Zypresse, deren untere Äste sich baldachinartig herunterbogen. Da lagen die fünf in aller Ruhe und schauten gelassen auf das Hasten und Treiben von Cannery Row.

Wenn Mack den Laden betrat, gab es Lee stets einen leichten Ruck. Mit raschem Blick versicherte er sich, ob nicht auch Eddie oder Jones, Hazel oder Hughie dabei waren und sich am Ende irgendwo hinter und zwischen den aufgestapelten Waren herumtrieben. Doch diesmal war Mack allein und legte mit bezwingender Aufrichtigkeit seine Karten offen auf den Tisch: »Lee, ich und die Jungens haben gehört, du bist jetzt Besitzer von Abbevilles Haus.«

Chong nickte und wartete, und Mack fuhr rasch fort: »Ich und meine Freunde haben uns nun gedacht, es wäre doch nett von dir, wenn wir da einziehen könnten. Wir würden dafür sorgen, daß niemand einbricht oder etwas beschädigt. Es könnten sonst zum Beispiel Kinder die Fensterscheiben einschlagen; du weißt –«, deutete er leise an, »das Ding könnte auch abbrennen, wenn niemand aufpaßt.«

Lee bog den Kopf zurück und sah durch die Halbgläser Mack in die Augen. Seine Finger verlangsamten ihr Tempo über dem Gummiteller, er dachte tief nach, doch entdeckte sein forschender Blick in Macks Augen nur Treue und den guten Willen, jedermann glücklich zu sehen. Warum fühlte sich Chong trotzdem umzingelt? Warum liefen seine Gedanken so biegsam geschmeidig wie eine Katze, die sich zwischen einer Kaktusanlage durchwindet? Macks Angebot hatte geradezu philanthropisch geklungen. Aber Lees Geist hüpfte weiter zu dem, was möglich – nein, was unausbleiblich war, und sein beringter Finger pochte nur noch ganz langsam. Er sah sich Macks Antrag zurückweisen, erblickte zerbrochene Fensterscheiben, sah Mack wiederkommen, sein Angebot wiederholen und nach dessen abermaliger Ablehnung Flämmchen züngeln, ja, er roch schon den

Rauch! Er sah sogar Mack und die Jungens voll Eifer beim Löschen des Brandes.

Chongs Mittelfinger lag wie tot auf dem Zahlteiler. Er war geschlagen und war sich dessen bewußt. Ihm blieb nur noch die Möglichkeit, das Gesicht zu wahren. »Beliebt ih, mi fü mein Haus Miete zu zahlen? Ih wohnt dot wie in einem Hotel.«

Mack lächelte großmütig, denn das war er, und rief: »Na, höre, das ist doch selbstverständlich, gewiß! Wieviel?«

Lee dachte nach. Er wußte genau, es kam gar nicht drauf an, wieviel er verlangte; er bekam auf keinen Fall etwas. Er hatte nur einen angemessenen Betrag zu nennen, um sein Gesicht zu wahren. Also: »Fünf Dolla die Woche.«

Mack spielte seine Rolle vollendet. Er wiegte zweifelnd den Kopf. »Das muß ich erst mit den Jungens besprechen.« Dann bittend: »Ging's nicht mit vier Dollar wöchentlich?« Lee Chong beharrte auf fünf. »Ich werde mein möglichstes tun«, versprach Mack sorgenvoll. »Ich weiß nicht, wie sich die andern dazu stellen.«

War das nicht die glücklichste Lösung für alle Beteiligten? Sie war's, und wenn einer meint, Lee Chong habe dabei verloren, so wurde diese Ansicht durchaus nicht von ihm geteilt. Seine Fenster blieben nun heil. Es entstand keine Feuersbrunst. Zwar würde nie Miete eingehen, selbst dann nicht, wenn die Mieter Geld hatten, was zuweilen der Fall war. Dafür aber würde es nie dazu kommen, daß sie ihr Geld woanders hintrügen als in Chongs Kramladen! Da hatte er sich fünf leistungsfähige Kunden gut eingewickelt. Mehr noch! Wenn wieder einmal ein Trunkenbold im Laden Händel anfangen oder die New-Monterey-Clique zum Plündern ausschwärmen sollte, brauchte er nur zu rufen, und seine neuen Mieter würden zu seiner Hilfe herbeieilen. Und noch ein Band war geknüpft: Bei einem Wohltäter stiehlt man nicht! Was Lee Chong allein dadurch an Kondensmilch, Büchsenbohnen, Büchsentomaten und Wassermelonen ersparte, überstieg den Betrag der Miete bei weitem. Wenn statt dessen Kolonialwarenhandlungen in New Monterey plötzlich einen zunehmenden, unerklärlichen Abgang an ihren Beständen verzeichnen mußten, ging es Lee Chong nichts an.

Die fünf zogen ein und das Fischmehl aus, und keine sterbliche Seele wußte, wer dem Hause den Namen gab,

unter dem es fürderhin weiterlebte: »Palace Hotel und Grillroom«. In den Röhren und unter der Zypresse war kein Platz für Möbel und Nippes gewesen, die nicht nur Merkmale, sondern auch Marksteine menschlicher Zivilisation sind. Im Palace Hotel war es anders. Die Jungens setzten sich in den Kopf, es fein auszustatten. Ein Sessel erschien, ein Bett und ein Stuhl. Eine Eisenhandlung stiftete gern eine Büchse roter Farbe, denn sie erfuhr nie etwas davon, und als ein neuer Tisch und eine Fußbank eintrafen, wurden sie sogleich rot übermalt, was sich nicht nur hübsch ausnahm, sondern sie zugleich sachgemäß tarnte für den Fall, daß der ehemalige Besitzer sie zufällig zu Gesicht bekommen sollte.

Palace Hotel und Grillroom entwickelte sich. Die neuen Mieter saßen vor ihrer Tür und blickten über die Schienen, den Grasplatz, die Straße hinab in die Fenster des Western Biological. Nachts hörten sie die Musik, die aus dem Laboratorium kam. Ihre Blicke folgten Doc über die Gasse, wenn er bei Lee Bier holen ging. Und Mack sprach: »Dieser Doc ist ein feiner Kerl. Man müßte ihm einmal eine Freude bereiten.

2

Im Anfang war das Wort Gleichnis und Ergötzen, das in sich einsog und aufnahm Menschen und Schauplätze, Bäume, Pflanzen, Fabriken und Pekinesen. Und es wandelte sich ein jegliches Wesen und Ding in ein Dingwort und von da wieder zurück zum Ding. Nun aber war es eingesponnen und eingewoben in Phantasie. Und das Wort sog in sich ein die Straße der Ölsardinen, verdaute sie und spie sie aus. Da hatte die Straße den Schimmer der neugeborenen Welt und himmelspiegelnder Meere. Cannery Row . . .

Lee Chong ist mehr als ein chinesischer Krämer – vielleicht verlor er einmal sein Gleichgewicht und fand es wieder durch Gutsein –, ein asiatischer Wandelstern, schwebend in seiner Bahn gehalten durch die Anziehungskraft eines Lao Tse und ferngehalten von Lao Tse durch die Zentrifugalkräfte von Registrierkasse und Rechenmaschine,

Planet Chong, der da kreist und sich dreht, auf- und untergeht zwischen Warenballen und Geistern, ein harter Mann vor einer Büchse Bohnenkonserven, ein weicher Mann vor seines Großvaters Gebeinen.

Lee Chong grub in einem Grab des Chinesenviertels und fand dort vergilbte Knochen und einen Schädel, an dem noch der graue Zopf haftete. Und er ordnete seinen Fund sorgsam, Unter- und Oberschenkel und Schienbeine in zwei Reihen, dazwischen Schädel, Becken und Schlüsselbeine im Kranze der Rippen, und verpackte es gut und sandte seinen zerbrechlichen Großvater über den Großen Ozean, auf daß er Ruhe fände in der von den Ahnen geheiligten Erde.

Auch Mack und die Jungens drehen sich freischwebend in ihren Bahnen. Sie sind die Grazien, die Reize, die Tugenden in dem verrückten Wirbel von Monterey, im Kosmos und Chaos der Staaten, darinnen Menschen in Hunger und Angst sich im Kampf um Nahrung und Sicherheit ihren Magen verderben und Leute, hungernd nach Liebe, alles rings um sich her zerstören, was liebenswert ist. Mack und die Jungens sind Grazien, Reize und Tugenden. In einer Welt, die beherrscht ist von schwärenbedeckten Panthern, benagt von Aaskäfern und blinden Schakalen, von brünstigen Bullen mißbraucht, speisen Mack und die Jungens köstlich mit Tigern, lieblosen die tollen Färsen und wickeln Brosamen ein, um die Seemöwen von Cannery Row zu füttern. Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und säße in deren Besitz mit einem Magenkrebs, Sodbrennen und Prostataschwelung! – Mack und die Jungens meiden die Fallen, machen einen Bogen um Gifte und steigen hinweg über Schlingen und Fallstricke. Und währenddem beschimpft sie eine Generation von vergifteten, eingefangenen, überfütterten Leuten und nennt sie Taugenichtse, Windhunde, Diebsgesindel, Stromer, Halunken, mit euch nimmt's noch ein böses Ende, ihr Schandfleck der Stadt! –

Unser Vater, der du bist in der Natur und überleben läßt den Kojoten, die Wanderratte, die Schmeißfliege, den Spatz und die Kleidermotte, du mußt eine unermessliche, überwältigende Liebe hegen für Taugenichtse, Schandflecke und Stromer und Mack und die Jungens, Tugenden, Grazien, Lässigkeit, Wohlbehagen.

Unser Vater, der du bist in der Natur ...

Lee Chongs Haus steht rechts von dem leeren Platz (warum er »leer« genannt wird, wo er doch voll ist von alten Kesseln, rostigen Röhren, Balken und ganzen Haufen wegge-
 worfener Kanister, weiß kein Mensch), und dahinter sind oben die Bahngelise, und höher noch kommt man zum Palace Hotel. Links aber stößt an den leeren Platz der imponierende Hurentempel von Dora Flood, ein sauberes, altmodisches, hochanständiges Etablissement, in dem man mit seinen Freunden ungestört ein Glas Bier trinken kann. Oh, das ist keine Neppbude, kein frivoles Stundenhotel, sondern ein gediegener, ehrenwerter Klub, gegründet, geführt und dirigiert von Dora, welche als Madam und Dirne seit fünfzig Jahren dank ihrer besonderen Begabung, ihrem ausgesprochenen Takt, ihrer Mildtätigkeit, Ehrlichkeit, langjährigen Erfahrung und Übung sich der Hochachtung aller Weisen, Intelligenten und Guten erfreut. Aus den gleichen Gründen ist sie aber bei den verdrehten und geilen verheirateten alten Jungfern verhaßt, deren Ehegatten ihr Heim zwar achten, aber nicht lieben.

Dora ist eine großartige Frau mit flammend orangefarbenen Haaren und einer Vorliebe für nilgrüne Abendkleider. Sie hat feste Preise, verkauft keinen Fusel und duldet kein unsittliches Wort in ihrem Betrieb. Infolge Alters und anderer Gebrechen sind einige ihrer Mädchen nur wenig beschäftigt, aber Dora setzt sie deshalb nicht vor die Tür. »Das paßt euch so«, bemerkt sie dazu. »Drei dicke Mahlzeiten täglich, aber keine drei Stöße im Monat!«

In einer Anwandlung von Patriotismus hatte Dora ihr Unternehmen auf den Namen »Restaurant Flotte Flagge« getauft. Seitdem berichteten eine Reihe Anekdoten von ahnungslosen Leuten, die sich auf der Suche nach einem Schinkenbrötchen zu Dora verirrten. Zwölf Mädchen, die pensionierten inbegriffen, bildeten ihre Kerntruppe. Außerdem gab es da einen griechischen Koch und den Nachtwächter, dem alle schwierigen und delikatsten Geschäfte oblagen, als da sind: Besoffene hinauszuschmeißen, Eifersüchtige zu trennen, Hysteriker zu beruhigen, Kopfschmerzen zu kurieren und Getränke zu mixen. Er verband Schnitt-, Hieb- und Stoßwunden, ging bei Tag mit den

Polizisten spazieren, und da gut die Hälfte der Mädchen Christian Science anhängen, verlas er jeden Sonntagmorgen mit lauter Stimme den Wochenabschnitt aus »Science and Health«. Sein Vorgänger war keine so ausgeglichene Natur gewesen; er hatte ein trauriges Ende genommen, ich werde es nachher erzählen. Alfred hatte es leichter gehabt und war über alle Anfechtungen Sieger geblieben. Er wußte, was er sich schuldig war, und sah auf den ersten Blick, wer hier richtig am Ort war und wer fehl. Die häuslichen Verhältnisse der Bürger von Monterey kannte er besser als irgendwer in der Stadt.

Was Dora anging, so führte sie ein widerspruchsvolles Dasein. Da dieses, dem Buchstaben nach, gegen ein Gesetz und die »gute Sitte« verstieß, mußte sie alle anderen Gesetze und Sitten mit doppelter Strenge innehalten. Da durfte kein Unfug, kein Saufgelage, kein Krach und kein Faustkampf stattfinden, sonst würde man ihr Etablissement schließen, und vor allen Dingen mußte sie wohlütig sein. Von allen Seiten wurde sie angezapft. Wenn die Polizei zum Besten ihres Pensionsfonds einen Ball veranstaltete und jeder Bürger einen Dollar beisteuerte, mußte sie fünfzig stiften, und wenn die Handelskammer ihre Gartenanlagen verschönerte und die Kaufleute je fünf Dollar zeichneten, ging man Dora um hundert an, und sie rückte damit heraus, ohne zu murren. So ging es mit allem! Wenn die Pfadfinder, das Rote Kreuz oder der Hauspflegeverein sammelten, stand stets ein Prozentsatz von Doras scham- und ruhmlosem, schmutzigem Sündenlohn oben an auf der Spendenliste. Von der Wirtschaftsdepression wurde sie schwerer als andere betroffen; sie sah die hungri- gen Gassenkinder und ihre arbeitslosen Väter, ihre bekümmerten Mütter und beglich rechts und links zwei Jahre lang deren Rechnungen für Lebensmittel. Nur mit Mühe kam sie um den Bankrott herum.

Doras Mädchen waren wohlgezogen und heiter, und keine redete einen Herrn auf der Straße an, auch nicht, wenn er die Nacht zuvor bei ihr war.

Bevor Alfred sein Amt als Nachtwächter übernahm, hatte sich im Restaurant Flotte Flagge eine Tragödie abgespielt. Der damalige Nachtwächter hieß William, ein finster und einsam wirkender Mensch. Er war der Weibergesellschaft satt, und wenn er tagsüber müßig zu einem Seitenfenster

hinausschaute, sah er Mack und die Jungens auf dem leeren Platz im Sonnenschein auf ihren Röhren hocken. Wilde Malven wuchsen um ihre baumelnden Beine. Sie diskutierten ausführlich über allerhand Dinge von Interesse und ohne Bedeutung. In gemessenen Abständen sah William sie eine Flasche Old Tennis Shoes aus der Hosentasche ziehen, mit dem Ärmel über den Flaschenhals wischen und einer dem anderen zutrinken. Er wünschte sehnlich, Anschluß bei ihnen zu finden, und ging daher eines Tages hinüber und setzte sich neben sie auf eine Röhre.

Die Unterhaltung brach ab. Feindseliges Schweigen entstand und dauerte an, bis William betrübt zur Flotten Flagge zurückkehrte. Da lebte die Unterhaltung sogleich wieder auf; er sah es durchs Seitenfenster, und es machte ihn noch trauriger. Er sah finster und vergrämt aus, sein Mund war verzerrt.

Am folgenden Tag ging er wieder hinaus, mit einer Flasche Whisky bewaffnet. Mack und die Jungens tranken den Whisky, sie waren ja nicht verrückt, aber ihr ganzes Gespräch bestand nur aus »Wohl bekomm's!« und »Gott vergelt's!«. Da kehrte denn William bald wieder in die Flotte Flagge zurück und beobachtete die Clique von seinem Fenster aus und hörte Mack die Stimme erheben: »Zuhälter sind mir zum Kotzen!« Dabei stimmte das gar nicht, es war nur so hingeredet, aber William wußte es nicht. Mack und die Jungens mochten ihn bloß nicht, das war alles.

Ihm aber brach es das Herz. Selbst für die Stromer war er ein Paria . . .! Er hatte von jeher zu Selbstanklagen und Selbstverachtung geneigt. Er nahm seinen Hut und ging den Strand entlang bis zum Leuchtturm. Dort befand sich ein kleiner Friedhof; William stand in düsteren Gedanken. Niemand mochte ihn, keiner achtete oder kümmerte sich um ihn. Und wenn man ihn auch Nachtwächter hieß – er war ein Zuhälter, ein elender, schmieriger Zuhälter, das Verächtlichste auf der Welt. Und dann dachte er, daß er doch auch ein Recht habe zu leben, ja, das hatte er! Zornig begab er sich auf den Rückweg, aber sein Zorn verging, als er sich dem Restaurant Flotte Flagge näherte und die Treppe emporstieg.

Es war Abend. Der Musikautomat spielte »Harvest Moon«. Da gedachte William der ersten, die ihm einst Augen gemacht hatte. Sie hatte dies Lied sehr geliebt und war

ihm dann weggelaufen, hatte geheiratet, und er hatte sie nie wiedergesehen. Der Song machte ihn todsterbentraurig.

Im Hinterstübchen saß Dora bei einer Tasse Tee, als der Nachtwächter eintrat. »Was gibts?« fragte sie. »Bist du krank?«

»Nein«, antwortete William. »Wann bekomme ich übrigens meine Prozente? . . . Mir geht's saumäßig; ich möcht' mich am liebsten auf der Stelle erschießen.«

Dora waren im Laufe der Zeit schon viele Neurotiker untergekommen. Bloß nicht ernst nehmen! war ihre Devise, und daher bat sie: »Mach das aber in deiner dienstfreien Zeit, und verdrecke mir dabei die Teppiche nicht!«

Dieser Zuspruch legte sich wie eine feuchtgraue Wolke um Williams Gemüt; er wankte langsam hinaus, in die Halle hinunter und klopfte an Eva Flanagans Tür.

Eva war rothaarig und ging jeden Sonntag zur Beichte. Sie war aus guter, großer Familie, fromm, doch eine unbekehrbare Säuferin. Als William hereinkam, lackierte sie sich die Nägel und verschmierte sie sich vor Schreck. Und wenn William es nicht schon gewußt hätte, daß sie in Hoffnung war, hätte er es ihr jetzt ansehen können. Ihre Finger waren bis zum ersten Glied voller Nagelpolitur. Das ärgerte sie. Schwangere Mädchen ließ Dora nicht arbeiten, und das ärgerte sie noch mehr. »Was willst du?« schrie sie ihn an.

»Ich will mich erschießen!« brüllte er wütend zurück.

»So eine lausig verruchte, stinkende Sünde!« keifte sie los. »Das sieht dir ähnlich, jetzt drückst du dich, nichtsnutziger Bastard! Gerade, wo ich genügend zusammen habe, um nach East St. Louis zu fahren.« Sie tobte noch, als er die Tür wieder hinter sich zugemacht hatte und sich auf dem Wege zur Küche befand, zu dem griechischen Koch. Die Weiber hatte er gründlich über.

In der großen weißen Schürze, die Ärmel aufgerollt, stand der Grieche vor zwei Pfannen; darin schmorten Schweineschnitzel, die er mit einem Spieß wendete. Das zischte und spritzte, und der Koch fragte: »Na, Billie, wie steht's?«

»Ich weiß nicht, Lou, manchmal denke ich mir, es ist das beste, ich mache – klack!« Dabei fuhr er sich mit dem Finger quer über die Kehle.